Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Ein Mönchsbrief
Autor: Hesse, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573779

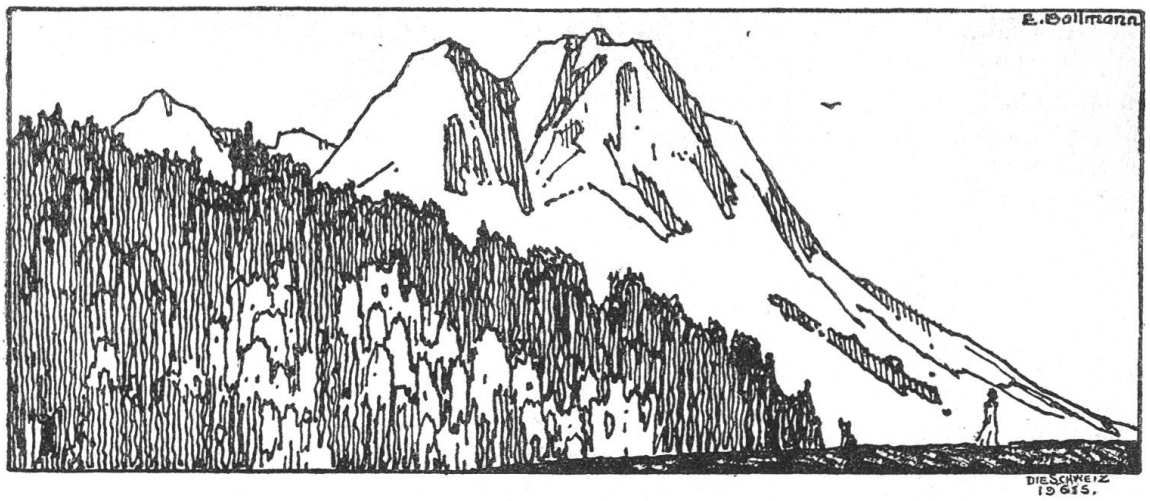
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Lied

Der du ob allen Dingen
Erhaben schaffst in ewger Tat,
O könnt ich einmal singen,
Wie deine Kraft gekräftigt hat!
Du schmiedetest die Bande,
Und stahlhart fügtest du!
Du gabst uns Kraft und Schande
Und sahst gelassen zu.

Und mocht uns nichts erretten
Und war die müde Kraft verzagt,
Du rührtest an die Ketten,
Daß zweifelvoll wir es gewagt:
Und schon lag zornzerschlagen,
Was eisenhart uns band,
Und unser heilig Wagen
Den Weg zur Freiheit fand.

William Wolfensberger, Fuldèra.

Ein Mönchsbrief.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Hermann Hesse, Bern.

Hochzuverehrende Dame und liebe Schwester in Jesu! Eurer mir zugekommenen Bitte gemäß schreibe ich Euch im gegenwärtigen Briefe jene Dinge, von denen Ihr zu hören wünschet, ohne mich der Mühe gereuen zu lassen. Denn zwar seid Ihr mir, wie Ihr wohl wisset, durchaus unbekannt; jedoch muß ich glauben, Ihr habet in früheren Zeiten den Entschlafenen wohl gekannt, und so möget Ihr dieses mit Nachsicht für meine Schwachheit und geringe Schreiberkunst lesen und bedenken.

Viele Menschen trifft der Tod, den der selige Poverello unsern lieben Bruder nannte, als eine leichte und willige Beute an. Andre, und unter ihnen sind manche fromme sowohl wie mutige Leute, ergeben sich ihm nur nach hartem Kampfe und wider ihren Willen wie einem nicht genug zu hassenden Feinde. Unter diese zählt mein verehrter Mitbruder Antonio, dessen Hinscheiden mich mit tiefem Grauen und mit einem solchen Erstaunen erfüllte, daß ich keines seiner Worte und keine Falte seines Gesichtes, noch eine Bewegung seiner Hände vergessen habe.

Freilich habe ich den Augenblick seines Sterbens nicht gesehen, wohl aber verweilte ich bis ganz kurz zuvor an seinem Lager. Ich will alles das, was ich davon weiß, aufschreiben und Euch fleißig berichten. Auch hindert mich meine wahrhafte Verehrung für den Seligen nicht; denn ich bin nach vielem Nachdenken zu dem sicheren Glauben gekommen, daß Antonio eines löblichen Todes gestorben und von Gott in Gnaden als ein treuer Knecht empfangen worden sei.

Es geschah an einem kühlen Morgen,

und sind seither vier Monate vergangen, daß ein Bote des Bruders Antonio zu mir kam und mir zurief: „Erhebe dich flugs und eile, denn unser Vater Antonio liegt auf den Tod und wird nicht viele Stunden mehr leben!“ Da erschrak ich, ergriff meinen Stab und folgte dem Manne in großer Eile über den Berg. Der Weg ist weit, auch steil und beschwerlich, und wir wanderten sechs Stunden, während Trauer und große Unruhe unsere Herzen bedrängte, sodaß keiner mehr als einige unbedeutende Worte reden mochte. Und der Bote, der zuvor die halbe Nacht durchlaufen hatte, um mich zu holen, ermattete so sehr, daß ich ihn am Wege ließ und allein das Ziel erreichte. So rasch, als wäre ich um viele Jahre jünger, erklomm ich den Hügel unseres Bruders und fand ihn in seiner Hütte auf dem Lager schlafend. Er lag ruhig, atmete schwächlich, und sein Angesicht war vom Tode gezeichnet. Da setzte ich mich neben das Bett, ergriff seine rechte Hand mit Vorsicht und hütete seiner. Nun ich aber hochbejahrt und müden Leibes von der weiten Fußreise war, geschah es mir, daß ich entschlummerte, und wohl eine Stunde verging, bis ich wieder erwachte. Und siehe, da hielt der Kranke meine Hand und hatte die Augen nach mir gerichtet, redete aber nichts. Ich war beschämt, weil ich geschlafen hatte, und sehr beklommen.

„Bruder Antonio,“ sagte ich, „siehe, ich bin gekommen, um Abschied von dir zu nehmen. Selig bist du, der du Gottes Thron so nahe stehst.“

Antonio schwieg stille und lächelte auf eine besondere Weise, als glaubte er meinen Worten nicht. Ich meinte nun, er spotte meines Schlafes, demütigte mich daher und bat um seine Verzeihung, fragte auch, welcherlei Dienst ich ihm erweisen könnte.

„Oeffne die Türe weit!“ sagte er zu mir. Und ich tat, wie er befohlen hatte. Und da er wieder schwieg, fragte ich nochmals, welcherlei Dienst er von mir begehre.

„Oeffne auch das Dach!“ erwiderte er, indem er nach oben deutete. Und ich ging aus der Hütte und hob zwei Bretter aus ihrem Dache und war voll Verwunderns, was dies bedeuten sollte. Als ich wieder an sein Lager trat, hingen seine Blicke an der Oeffnung des Daches. Nun lächelte er wieder auf jene wunderliche Art.

„Ich habe in sechs Tagen den Himmel nicht gesehen,“ rief er mir entgegen und bat, ich möge wieder neben ihm sitzen. Ich willfahrte sogleich, und er begann nun plötzlich laut und gewaltig zu reden. Seine Augen glänzten wie große Lichter, und seine Hände bewegten sich wie die Hände eines Mannes, der zu einer großen Volksmenge redet. Und seine Worte waren diese:

„Ihr, die ihr vom Leben und vom Tode sprechet, was wisset ihr denn? Und welcher von euch ist schon einmal des bitteren Todes gestorben, daß er ihn möge kennen? Aber ihr wisset auch wenig vom Leben, denn eure Augen sind trüb und eure Sinne faul. Ich aber weiß, was das Leben sei, denn mein Auge ist hell gewesen, und heute steht der Tod an meinem Lager. Ich weiß, wie groß und voll von Wundern die Erde ist und wie schön und grausam das Meer. Und wahrlich, der schmale Strahl, den die Sonne hierher in meine Hütte sendet, ist mir mehr Freude, als ich je an Menschen gehabt habe. O süße Sonne! O weiter Raum der Ferne! O ihr Berge, auf denen ich stand, und ihr Bäche, aus denen ich getrunken habe! O meine ferne Heimat und o du, meine Jugend! Ihr armen, unseligen Menschen, wie läuft euer Leben spärlich und ohne Wonne hin gleich einem trüben, schmalen Gewässer, das vor seiner Zeit im Sand verendet! O öffnet doch eure Augen und nehmet wahr, wie wundersam und köstlich die Erde ist, auf der ihr wohnet! O schauet doch, wie sanft und geheimnisvoll ein Tal ist, das der Mond bescheint, und wie voll Glanzes das Meer, aus dem die Sonne sich erhebt!“

Mir erschien diese Rede sonderbar, und ich besorgte, mein Bruder möchte die Augen schließen, ohne Gottes Namen im Munde zu haben. Daher stieß ich ihn leise an und winkte ihm mit der Hand. Er aber schwieg eine kleine Zeit und lächelte, dann sprach er mit sehr leiser Stimme zu mir:

„Bruder Gennaro, auf deinem heutigen Gange bist du über den Rücken des Hügels gekommen, von dessen Höhe man zugleich das Meer und das große Schnee-

gebirge erblicken kann. Es steht ein Ahornbaum an jener Stelle und ein Bildnis der heiligen Mutter der Schmerzen. Kennst du jene Stelle?"

Da ich bejahte, fuhr er fort: „Gut, du kennst sie. Du hast vielleicht manchmal von dort aus die Sturmwinde über die See hinziehen sehen und über den fernen weißen Bergen den blauen Luftraum und die lichten Wolken. Und du sahest den Ahornbaum und lagest ruhend in seinem runden Schatten. Und du atmetest den Geruch seiner Blätter und die Luft des Meeres, und deine Blicke wanderten dir voraus, die schönen, hellen Wiesen hinabwärts."

„Ja," sagte ich, „es ist alles so, wie du mir sagst, und ich habe dieses alles oft gesehen."

„Es ist gut," sprach Antonio. „Nun siehe, all diese Dinge werde ich nie mehr erblicken, weder die Berge noch den Ahornbaum, noch auch das Meer oder die hellen Wiesen."

„So ist es," antwortete ich, „du wirst nicht mehr an jenen Ort kommen, sondern du wirst zu den Engeln Gottes eingehen."

„Und die Stadt, in der ich geboren wurde," fuhr er fort, „und unsern Strom und all dieses werde ich nie mehr sehen?"

„Nein," sagte ich wieder, „denn Gott will es so."

„O, mein Bruder," schrie er nun laut, „jenen Strom und den blauen Himmel und all diese schönen und köstlichen Dinge der Erde liebe ich mehr als dich und alle Menschen und als alle Engel Gottes!"

Da erschrak mein Herz so sehr, daß ich bleich wurde, und ich sank auf meine Knie nieder und betete zu Gott. Dann erhob ich mich und sprach zu dem Kranken: „Ich habe nicht gehört, was du sagtest. Aber ich flehe dich an, sage mir, daß du Gott mehr liebst als alle Meere und köstlichen Dinge dieser Erde!"

Und er neigte sich ein wenig; da sah ich, daß seine Augen voll Tränen standen. Und er sprach: „Herr, Gott, ich liebe dich mehr denn mein eigenes Leben, sei meiner Seele gnädig!"

Darauf wurde er ganz stille, und ich saß neben ihm, und wir weinten und seufzten, bis die Sonne aus der Hütte wich. Als dies geschah, schrie er nochmals überaus heftig und reckte die Arme aus. Ich glaubte, es nehme ein Ende mit ihm, und ich gab ihm das heilige Sakrament. Er verharrte schweigend in großer Demut, dankte mir auch hernach mit herzlichen Worten. Alsdann bat er mich, hinwegzugehen.

„Gehe nun," sprach er, „mein lieber Bruder; man wird dich drüben vermissen. Laß mich allein sterben; denn ich weiß, du würdest von dieser Stunde an den Tod fürchten wie ein Feuer. Laß mich dich segnen!"

Er segnete mich mit großer Inbrunst und küßte mich, wie ein Vater seinen Sohn, obwohl er nur wenig älter war als ich. Und ich ließ ihn, weil er es so wollte, und ging meines Weges zurück. Meine Seele war aber voll Zagens, und mein Herz brach von Trauer und Beklemmung. Unter Beten und Seufzen schritt ich meine Straße, und da ich den Ahornbaum erreichte und das Meer vom aufgehenden Monde glänzen sah, übermannte mich meine Trübsal, daß ich zur Erde fiel und lange liegend verharrte wie ein Erschlagener. Indem ich mich aber wieder von der Erde erhob, sah ich die weiten Täler diesseits und jenseits in weißem Lichte und den Himmel voll von Sternen stehen.

Seit derselben Stunde habe ich des treuen Bruders Antonio niemals vergessen, vielmehr häufig seiner Reden und alles dessen gedacht, was ich von seinem Wandel und Gemüte wußte. Dabei ersah ich die unerschöpfliche Macht und Liebe Gottes, der diesen Antonio zu einem seligen Weisen gemacht hat. Denn vordem war er nicht nur ein wohlhabender Edelmann und Schwelger, sondern auch ein Dichter und wohlbekannter Freund weltlicher Wissenschaft, ja selbst des Griechischen und vieler andern Künste mächtig, deren unsere arme Seele nicht bedarf. So soll er in sündhafter Liebe zu einer vornehmen Frau gestanden und ihr ein ganzes Büchlein lateinischer Verse gewidmet haben. Auch zu der Zeit, da ich ihn schon kannte und wegen seiner Frömmigkeit und Weisheit hoch verehrte, redete er mehrere Male nach Art der Dichter, gleichsam verzückt, und sprach zu Bergen und Winden, als wären sie einer Seele teilhaftig. Und einmal verwies ich ihn dessen

mit Bescheidenheit als eines unheiligen, ja heidnischen Wesens. Da lachte er unerschrocken und sagte: „Weißt du denn nicht, daß der Poverello alle Dinge unsere Geschwister nennt und daß er selbst den Vögeln und andern Tieren gepredigt hat? Wahrlich, ich weiß, daß jedes Gras auf dem Felde heilig und Gott teuer ist. Und auch die Fische, die doch stumm sind und unter dem Wasser hausen, sind ihm lieb, und der heilige Mann, dessen Namen ich trage, hat ihnen das Evangelium gepredigt."

Auf solche Weise war sein Herz, das gegen Menschen sich manchmal hart und strenge erwies, jeglicher Art von natürlichen und anmutigen Dingen zugeneigt, wie er denn auch alle Tiere und selbst die kleinen Fliegen und Käfer heilig nannte und mit großer Schonung behandelt hat. Denn er sagte einmal: „Wenn du einem Menschen wehe tust, so kann er dafür Rache nehmen oder kann dir verzeihen. Die unschuldigen Pflanzen und Tiere aber sind von Gott in des Menschen Hand gegeben, daß er sie liebe und mit ihnen wie mit schwächeren Geschwistern lebe. Wenn du einem Menschen Liebes erweisest, so bezahlt dich dafür sein Dank und seine Liebe; wenn du aber einen Käfer, Fisch oder Vogel oder ein Gewächs oder Gesträuche verschonst, ja ihm Liebe zeigst, so tust du es Gott. Und wenn du als ein fromm gestorbener Christ und Prediger vor ihm stehst, so wird er vielleicht dich fragen: Warum denn hast du diesen Wurm zertreten? Warum hast du diese Blume abgebrochen und weggeworfen? Warum hast du diesen Zweig geknickt? Dies alles hast du mir getan!"

Vor mehr als zehn Jahren verfaßte Antonio ein sehr langes und schönes Gedicht über die Bienen und ihre Weise, wie sie in Völkern zusammenleben und auf merkwürdige Art den Honig zubereiten. Dies hat er selbst mir vorgelesen, und ich bewunderte die Wahrhaftigkeit und Schönheit seiner Worte sehr. Als ich ihn aber ein andermal fragte, warum er — da doch Gott ihn zu einem Dichter geschaffen habe — nicht lieber das Leiden des Erlösers oder das Leben der seligen Väter besungen habe, da ward er sehr ernst und verwies mir meine Rede. „Denn siehe," sagte er, „wie sollte ich es wagen, Gott und seine heiligen Namen in Versen zu beschreiben, da mir das kleinste seiner Werke, gleich jenen Bienen, so wunderbar und schwer zu begreifen ist!"

Genug jedoch hiervon. Ihr wollet vom Hinscheiden des Antonio vernehmen. So schreibe ich denn hierüber noch das Wenige auf, das mir nachträglich zu Ohren kam.

Kurze Zeit, nachdem ich den Sterbenden verlassen hatte, wie es sein eigener Befehl gewesen war, besuchte ihn ein Ziegenhirte aus Torre, und dieser ist bis zum Tode unseres Bruders bei selbigem geblieben. Er fand ihn sehr entkräftet, aber mit offenen Augen liegend, und da er ihn fragte, welcherlei Dienst er ihm erweisen könnte, dankte ihm Bruder Antonio mit schwacher Stimme, jedoch ohne irgendeine Hilfeleistung zu begehren. Und nach einer Weile begann er sehr leise zu sprechen bei vollem Bewußtsein. Er fragte nämlich diesen Hirten nach seiner Herde, und zwar sowohl nach der Zahl seiner Ziegenböcke wie nach deren Namen, Alter und Art, nicht anders als ein Hirte mit seinesgleichen redet. Darauf fragte er: „Hast du auch junge Zicklein in deiner Herde?" welches der Hirte bejahte, und jener nannte ihm verschiedene Kräuter als Heilmittel für junge Tiere, wenn sie krank sind. Und einige von den Kräutern waren dem Ziegenhirten bekannt, einige aber nicht, und diese beschrieb ihm der Sterbende mit äußerster Deutlichkeit.

„Vergiß nicht," sagte er, „daß alle diese Tierlein, sie seien noch so gering, von Gott geschaffen und lebendige Wunder seiner Güte sind. Ihnen muß du Liebes antun, nicht mir, denn sieh, ich bin ein zerbrochenes Gefäß, und mein Leben entrinnt als durch eine unheilbare Lücke. Du sollst aber jeden Tag deines Lebens an mich denken, damit du deines Lebens froh seiest, solange es währt. Denn einst wird auch deine Kraft versiegen, und du wirst den Tod schmecken, der bitterer ist, als irgend ein Gedanke denken mag. So schwer dein Leben sein möge, Freund, noch viel schwerer und schrecklicher ist der Tod. Dieses wisse und freue dich deiner Tage, solange du des Lebens genießest!"

Dann ruhte er lang, und seine Kräfte

entflohen. Doch redete er noch einmal, und zwar diese seltsamen Worte: „Wer eine Frau begehrt und lieb hat, und er weiß nicht, ob sie ihn wieder begehre, der leidet und hat böse Tage, und jeder Mann erfährt dies an seinem Herzen. Wer aber Gott begehrt und Gott lieb hat, der leidet schwerer, und sein Leiden endet nicht, da er niemals weiß, ob er der Liebe Gottes gewiß sei."

Nach diesem sprach er nichts mehr. Der Hirt aber erzählt, der Selige habe mit immer klareren Augen um sich geblickt, auch seine eigene Hand eindringlich und gleichsam verwundert betrachtet und dann öftere Male still genickt. Dann habe er auf eine unbeschreiblich gütige und traurig machende Weise gelächelt und sei bald hernach verschieden. Möge er in Frieden ruhen!

Mehr weiß ich über diesen Gegenstand nicht zu berichten. Nehmet dies Wenige mit Güte an, und Gott segne Euch! Dieses wünscht Euer Diener und Bruder in Jesu

Fra Gennaro.

Beiträge zur Geschichte der schweizerischen Kunstkritik im neunzehnten Jahrhundert,

mit einem unbekannten Kunstbericht von Gottfried Keller.

Gottfried Kellers Besprechung der schweizerischen Kunstausstellung von 1846 führt uns in eine Kunstepoche zurück, die nicht nur weit hinter uns liegt, sondern, was schwerer wiegt, für das Bewußtsein der Gegenwart so gut wie bedeutungslos geworden ist.

Melancholische Ruhe herrscht in den Museumssälen, die pietätvoll den Werken längst vergessener Maler einen Platz am Lichte gönnen; selten nur hallt der hastige Schritt eines Besuchers durch die stillen Räume; gelangweilt läßt er seine Blicke den Wänden entlang schweifen, wo ihn die dunkeln Bilder fast vorwurfsvoll anzustarren scheinen; dann schreitet er achselzuckend weiter ... Was hat unsere Zeit noch zu schaffen mit den klassizistischen Porträts eines Conrad Hitz, deren Idealität uns gähnen macht; wer fühlt sich nicht angefröstelt von der eisigen Kälte eines „akademischen" Akts von Zeller; wie stumm bleiben uns die klassischen Ruinenstätten aus Italien und Griechenland von Wolfensberger, die seinerzeit geradezu eine „Revolution" in der schweizerischen Landschaftskunst hervorriefen; wie blechern, blutlose Masken der lebendigen Natur, erscheinen uns selbst die „großartigen" Landschaften der Genfer Diday und Calame, die in den vierziger und fünfziger Jahren beispiellose Triumphe nicht nur in der Schweiz, sondern in ganz Europa feiern konnten; wie viele vermag heute noch die knorrige Kunst des schweizerischen Nazareners Ludwig Vogel in ihren Bann zu ziehen! [1])

Wägt man ruhig ab, was die ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts an künstlerischen Werten hervorgebracht haben, und vergleicht man damit die spätere Entwicklung der schweizerischen Kunst, so scheint sich ein solches Urteil in der Tat auf gewichtige Gründe stützen zu können. Sowohl auf dem Gebiete der Malerei wie der Poesie erscheint die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts als eine Zeit der Blüte, wie sie die Schweiz noch nie erlebt. In fast beispielloser Fülle tauchen schöpferische Kräfte ersten Ranges auf und verleihen nicht nur der heimatlichen Kunst ein völlig neues Gepräge, sondern erlangen zum Teil auch auf die allgemeine Kunstentwicklung hervorragenden Einfluß. War bisher die schweizerische Kunst nicht viel mehr als eine bloße Spiegelung der ausländischen, insbesondere der deutschen Kunst, so drang sie später zum freien, selbständigen Schaffen durch und erreichte in Gottfried Keller und Arnold Böcklin einen ersten Höhepunkt, dem in Carl Spitteler und Ferdinand Hodler ein zweiter folgen sollte.

Aber die frühere Kunst war der notwendige Ausdruck ihrer Zeit, so gut wie die spätere. Gehen ihr auch die großen Individualitäten ab, so ist doch ihre Ge-

1) Vgl. dagegen das enthusiastische Urteil Albert Weltis über L. Vogel, „Briefe Alb. Weltis, eingeleitet und herausgegeben von Adolf Frey" (Zürich 1916) S. 95 ff. 169.